

SUZANA S.



DIE CITY
das Girl
DIE GESCHICHTE

EINE INSIDERIN PACKT AUS ...

SUZANA S.



DIE CITY
das Girl
DIE GESCHICHTE

EINE INSIDERIN PACKT AUS ...

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

Confessions of a Citygirl –

The old men have lost it. The city boys have blown it. Here comes the girl.

ISBN 978-0-7535-1976-9

© Copyright der Originalausgabe 2009:

Suzana S. Published by arrangement with Virgin Books Ltd., London, England.

© Copyright der deutschen Ausgabe 2010:

Börsenmedien AG, Kulmbach

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Übersetzung: Egbert Neumüller

Gestaltung und Satz: Johanna Wack, Börsenbuchverlag Kulmbach

Druck: Bercker Graphischer Betrieb GmbH & Co. KG

ISBN 978-3-941493-18-6

Alle Rechte der Verbreitung, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Verwertung durch Datenbanken oder ähnliche Einrichtungen vorbehalten.

Für Fragen rund um unsere Bücher:

buecher@boersenmedien.de

Weitere Informationen unter:

www.boersenbuchverlag.de

BÖRSEN  MEDIEN
A K T I E N G E S E L L S C H A F T

Postfach 1449 • 95305 Kulmbach

Tel. 0 92 21-90 51-0 • Fax 0 92 21-90 51-4444

**Meiner Großmutter Charlotte:
einem City-festen Countrygirl**

Danksagungen

Zuerst und am meisten möchte ich allen meinen Ex-Kollegen, Ex-Freunden, Ex-Ehemännern und Ex-Arbeitgebern in der City danken. Ohne euch wäre dieses Buch nicht möglich gewesen.

Großen Dank an alle bei *thelondonpaper* (Stefano Hatfield, Eva Simpson, Bridget Harrison und Dominic Midgley), weil ihr mir die Chance gegeben habt, meine „Citygirl“-Kolumne zu schreiben. Und an meinen Agenten Andrew Lownie und meine Lektorin Louisa Joyner für ihre Unterstützung.

Dank an Sarah Western Balzer und Vic Daniels von *www.hereisthecitynews.com* für die Unterstützung meiner Kolumne sowie an Michael Shnayerson von *Vanity Fair* für seine Ermutigung und die Hilfe beim Schreiben. Außerdem danke ich Paul Samuel und Franklin Price für ihre Hilfe, denn anscheinend bringe ich mich immer selbst in Schwierigkeiten.

Dank an meine Webdesignerin Sophie Lodge und den talentierten Drew Gardner.

Dank an Matthew und Lynda Pudney, meine Ersatzeltern in einem fremden Land. Und an alle meine Verwandten und Freunde für ihre dauerhafte Unterstützung während meines ganzen Lebens.

Prolog

Ich nahm in dem vornehmen Striptease-Klub Platz, der zehn Taxi-minuten von der Bank of England entfernt war. Das Lokal befand sich am nördlichen Ende des „Viagra-Dreiecks“ zwischen den U-Bahn-Stationen Bank, St. Paul und Liverpool Street. Er war laut, überfüllt und es waren lauter Männer da. Komischerweise genau wie in meinem Büro.

„Kommt Leute, nehmen wir noch eine Flasche.“ Meine fünf Kollegen blättern ordentlich was hin und das taten auch die beiden Klienten, die wir den ganzen Abend unterhielten. Das war in den Boom-Tagen des Jahres 2006, es war ein normaler Dienstagabend, an dem die Cityboys Ausgang hatten – und auch ich, das Citygirl, das immer mitten unter ihnen war.

Eine Animierdame kam zu uns, um die Bestellung aufzunehmen. Wir tranken Champagner. Irgendwie tranken wir damals immer Champagner und wir nahmen immer nur den besten.

„Für mich nichts, ich gehe in zehn Minuten.“ „Das machst du immer. Na los, geh mal aus dir raus. Bleib wenigstens einmal da. Schau dir an, was wirklich geboten ist, wenn die Lichter gedimmt werden.“

„Gordon, wenn ich bliebe, müsste ich dich bei deiner Mutter verpfeifen. Oder bei deiner Frau. Du willst doch nicht, dass ich das tue, oder?“ „Du bist eine Spielverderberin. Ich wusste, wir hätten uns nie eine Frau ins Büro holen sollen. Habe ich nicht gesagt, dass wir



nie eine Frau ins Team lassen sollten?“ Er schaute die anderen an, wandte sich wieder zu mir und schenkte mir sein breitestes Lächeln sowie ein klassisches Gordon-Zwinkern. Echt verwirrend, aber er war mir mit der Liebste. Wenn es im Büro zu einer Kraftprobe kam, verteidigte er mich immer. Solche Freunde waren in der City schwer aufzutreiben.

Die Freundschaft war der eigentliche Grund, weshalb ich wieder mit den Jungs ausging. Die Wahrheit ist, dass ich den Abend allein verbracht hätte, wenn ich nicht mit den Jungs gegangen wäre. Im Jahr davor hatte ich zusammen mit einem Girl und 18 Möchtegern-Cityboys das Trainee-Programm der Firma angefangen. Das andere Girl war nach zwei Monaten wieder gegangen. Daher war ich ein bisschen in der Unterzahl. Ich tradete besser als die Jungs und verdiente im Büro mehr Geld als sie, aber abends ging es nie nach mir. Ein Girl will in einen Jazzklub gehen. 18 Boys wollen in den Striptease-Klub. Rechnen Sie sich's aus.

„Willst du wirklich nicht, dass wir eine für dich tanzen lassen, Baby? Du würdest einen alten Mann sehr glücklich machen.“ „Reiß dich zusammen, Gord. Du bist kein alter Mann, du siehst bloß so aus. Und jetzt sei ein braver Junge und schau dir die Show an.“

Die Musik hatte wieder eingesetzt und eine neue Mädchentruppe kam auf die Bühne. Wenn man solche Sachen mag, waren die Girls

rattenscharf. Außerdem konnten sie fantastisch tanzen. Meinen Kollegen gefiel es jedenfalls. Sogar Gordon hielt eine zeitlang den Mund. Ich lehnte mich im Ledersofa zurück und schaute mich in der Bar um. Ich fragte mich zum Spaß, was meine Großmutter von dem Lokal wohl halten würde. Komischerweise hatte ich das Gefühl, dass sie nichts dagegen hätte. Ich weiß ja nicht, was sich hinter den Kulissen abspielt, aber zumindest auf der Bühne hatten die Mädchen die absolute Macht. Sie machten das so gut, dass sie die Männer in Bann schlugen. Schön zu sehen, dass die Mädchen den Spieß mal umdrehten.



Ich schaute auf die Uhr, während die Musik brüllte. Es war fast 23.00 Uhr. Morgen früh musste ich um 6.00 Uhr in der U-Bahn sitzen. Ich musste um 7.00 Uhr anfangen zu traden, und das wollte ich gut machen. Es war Zeit zu gehen.

„Noch ein Glas?“ Ein anderer Kollege beugte sich zu mir und wollte mir noch einen ausgeben. Selbst in diesem dubiosen Keller im East End waren die Kavaliere nicht ausgestorben. „Danke Jungs, aber jetzt gehe ich echt. Ihr braucht wie immer nicht aufzustehen. Jedenfalls nicht jetzt.“

Ich bahnte mir durch das Gewirr aus Tischen einen Weg zur Treppe. Auf der Straße winkte ich ein Taxi heran. Der Klub, aus dem ich kam, war so ziemlich der einzige in der Gegend, der so spät noch offen hatte, und so wusste der Taxifahrer wohl, wo ich herkam. „Interessanter Abend gewesen?“, fragte er. Ich sah zwar nur seinen Hinterkopf, aber ich merkte, dass er lächelte. „Faszinierend, danke.“ „Sie arbeiten in der City?“ „Woran merkt man das?“ „An Ihren Kleidern. Und daran, dass Sie alleine aus einem Striptease-Klub kommen. Die Welt ist schon merkwürdig, oder?“ Wir unterhielten uns den Rest der Fahrt darüber, wie merkwürdig sie war. Gegen Ende

fragte er mich, was ich denn arbeitete, und er wollte wissen, wie denn das Leben in Canary Wharf wirklich war.

„Nicht wirklich normal“, so lautete mein knappes Urteil über das City-Leben. Ich war froh, dass wir inzwischen fast bei meiner Wohnung angekommen waren. Ich hatte keine Lust, Genaueres zu erzählen, vor allem nicht einem Taxifahrer und vor allem nicht nach dem Tag, den ich gerade hinter mir hatte. Angefangen hatte er mit ein paar typisch hässlichen frühmorgendlichen Szenen im Trading Floor. Ein Risikomanager aus dem Back Office war herzitiert worden und sollte uns etwas über die Warnzeichen erzählen, die er am Markt erkannt hatte. Zu seinen Aufgaben gehörte es, alle Trades zu überprüfen, die wir machten – und die Sache wieder in den Griff zu bekommen, wenn wir schlimm danebengriffen. Er hatte die Gesamtsituation im Auge und nahm Börsentrends früher wahr als alle anderen. Aber da er über Risiken redete, wollten ihn alle ignorieren. Die Trader hassten es, sich Vorträge über Risiken anzuhören. Sie hassten es auch, sich von jemandem aus der eigenen Firma etwas sagen zu lassen. Die einzigen Menschen, die die Trader in der City respektieren, sind welche, die aus rivalisierenden Banken hereingeschneit kommen. Wer sich seine Sporen in der eigenen Firma verdient hat, wird als Streber abgetan. Wenn man versucht, sich durch die Hierarchie hochzuarbeiten, wird einem mit Misstrauen begegnet. Ich hatte mich von der Verwaltung im Back Office bis in den Trading Floor hochgearbeitet – und dadurch trennte mich außer der Tatsache, dass ich das einzige Mädchen in der Bande war, noch viel mehr von meinen Kollegen. Die Jungs dachten, ich wüsste vielleicht, in welchem Keller sie ihre Leichen vergraben hatten. Deshalb brauchte ich lange, um ihr Vertrauen zu gewinnen. In der City des Jahres 2006 sprachen Erfahrungen in anderen Rollen gegen einen. Alles und alle mussten glänzend und neu sein. Jeder, der schon länger in dem Job arbeitete oder der andeuten wollte, dass die guten Zeiten nicht ewig währen würden, wurde ignoriert, heruntergemacht oder in die zweite Reihe versetzt. An jenem Morgen

war unser Risikomanager von Anfang an ständig unterbrochen worden. Er wollte uns warnen, dass die Zahlen mit manchen Trades nicht mehr zusammenpassten. Er versuchte zu sagen, dass diese Geschäfte gefährlich riskant wurden. Er wurde alle naslang niedergemacht und gedemütigt. Es hat einmal jemand gesagt, ein Trading Floor sei eine Kreuzung aus einer Knabenschule und einer Straßengang. Und so hatte ich das heute auch empfunden. Niemand sagte konkret etwas gegen das, was der Risikomanager gesagt hatte. Sie ignorierten ihn einfach und machten sich über die Art lustig, wie er es sagte. Er ließ die Zwischenrufe und Witzeleien zehn Minuten lang über sich ergehen und verließ dann den Saal. Dann tradeten alle weiter, als hätte es ihn nie gegeben.

Ich glaube, das alles hätte ich meinem Taxifahrer auch dann nicht erklären können, wenn ich Zeit dazu gehabt hätte. Aber auf die nächste naheliegende Frage wäre ich gefasst gewesen: warum zum Teufel ich denn überhaupt zu dieser Welt gehören wollte. „Wenn man etwas Aufregendes will, gibt es nichts auch nur annähernd Vergleichbares“, hätte ich darauf gesagt. Die City ist eine verrückte Welt, die überwiegend von verrückten Männern bevölkert ist. Hineinzukommen ist verteufelt hart. Die Ausbildung zu überleben, die Prüfungen zu bestehen und den Job zu machen, ist auch kein Zuckerschlecken. Aber wenn man es schafft und die Jungs mit ihren eigenen Waffen schlägt, dann hat sich die Mühe gelohnt.

„Bis ein andermal, Süße“, sagte der Taxifahrer, bevor er wegfuhr. Ich lächelte, denn wahrscheinlich würde es wirklich ein anderes Mal geben. Ein paar dubiose Abende mit den Jungs, das war der leichtere Teil des Lebens in der City. Der Rest konnte einen dermaßen stressen, dass man kaum noch reden konnte, und einen dermaßen ermüden, dass man kaum noch laufen konnte. Ich erzähle hier, wie das bei mir war.

Kapitel 1

An meinem ersten Tag als Citygirl geriet ich mitten in ein Sommergewitter. Als ich die Wohnung verließ und in Richtung U-Bahn ging, schien noch die Sonne. Als ich an die Station London Bridge kam, gab es einen Wolkenbruch. Es goss in Strömen und ich wusste nicht, was ich tun sollte. Seit 6.00 Uhr war ich damit beschäftigt gewesen, mich fertig zu machen. Ich hatte absolut alles in meine Tasche gestopft, was ich meiner Meinung nach im Büro gebrauchen konnte. Ich hatte sogar eine *Financial Times* gekauft, aber noch keine Zeit gehabt, sie zu lesen. Das Einzige, was ich nicht hatte, war ein Regenschirm.

„Aus dem Weg, verdammt noch mal!“ Eine elegante Frau mittleren Alters spuckte mir diese Worte regelrecht entgegen, als ich am Ausgang der U-Bahn-Station stand. Plötzlich wurde mir klar, dass die Leute, die an mir vorbeieilten, nicht über das Wetter schimpften. Sie schimpften über mich. Ich war erst seit einer Woche in London und wusste noch nicht, wie gefährlich es war, den City-Pendlern im Weg zu stehen. Ich rannte nach draußen und wollte mich im Eingang eines Geschäfts unterstellen. Aber den größten Teil des Platzes beanspruchte schon ein junger Mann, der kostenlose Zeitungen verteilte. Er schien auch nicht gerade erfreut, mich zu sehen. Ich atmete tief durch. Ich musste einfach da durch. Eine Masse dunkel gekleideter Klone in Nadelstreifen strebte nordwärts der City zu. Ich



schloss mich ihnen an. Alle hatten ihre Schirme aufgespannt und ließen noch mehr Wasser auf meine Schultern tropfen, als wir an der roten Ampel warteten. Als das grüne Männchen sichtbar wurde, war ich klatschnass – und mitten auf der London Bridge wurde es noch schlimmer. Es regnete beinahe waagrecht. Ich fragte mich, wie es im Juli ein solches Wetter geben konnte. Ich hatte versucht, meine Haare mit der *Financial Times* zu schützen, aber als mir eine Windbö den Atem nahm, riss sie mir auch fast die Zeitung aus der Hand. Ich klemmte sie wieder unter den Arm, weil ich plötzlich Angst bekommen hatte, mir könnte Druckerschwärze ins Gesicht laufen. Das einzig Gute war, dass mein neues Büro gleich hinter der Brücke war. Noch während ich mich gegen die Glastür warf, sah ich das „Ziehen“-Schild. Ich hielt inne und zog. Ein Mann stach mir beinahe ein Auge aus, als er seinen Regenschirm zuklappte und durch die Tür schritt, die ich gerade geöffnet hatte. Er schien keine Notiz von mir zu nehmen, geschweige denn, dass er sich bedankt hätte. Ich versuchte, mich trocken zu schütteln, als ich zum Sicherheitsschalter ging. „Ich komme wegen des Praktikums“, sagte ich dem Mann hinter dem Schalter.

„Sie sehen aus, als wären Sie zum Kraulen hier“, sagte der Wachmann und lachte über seinen Witz, während er mich in die Besucherliste eintrug. Er war wohl an die 60 und auf der dicksten Knollennase, die

ich je gesehen hatte, saß eine braune Brille mit dicken Gläsern. Purpurfarbene Adern überzogen die Nase und ich konnte nicht wegschauen. „Sie müssen wohl in die Personalabteilung. Setzen Sie sich, in ein paar Minuten holt Sie jemand ab.“

Ich setzte mich in einen modernen, hoffnungslos unbequemen schwarzen Ledersessel, ein paar Fuß von dem Wachmann entfernt. „Ich würde Ihnen ja ein Handtuch geben, aber ich fürchte, ich habe keins“, sagte er. „Danke, es wird schon gehen“, sagte ich, versuchte zu lächeln und nicht auf seine Nase zu schauen. Auf einmal war es mir wichtig, dass mich dieser Mann mochte. Ich war 23 Jahre alt, ich war gerade aus den Vereinigten Staaten in London angekommen und ich suchte verzweifelt einen Freund.

Mein Gott. Meine Jacke dampfte. Ich versuchte, es mir für kurze Zeit gemütlich zu machen, und mir wurde klar, dass ich mir mein eigenes kleines Ökosystem geschaffen hatte. Ich blickte zum Sicherheitschalter hin und versuchte, die Aufmerksamkeit meines neuen Freundes auf mich zu lenken. „Gibt es hier eine Toilette, da könnte ich versuchen, mich ein bisschen abzutrocknen, bevor ich abgeholt werde?“, fragte ich.

Doch in diesem Moment kam eine Dame von der Personalabteilung. Ich stand auf und mir war peinlich bewusst, dass ich auf dem Ledersessel eine Pfütze hinterlassen hatte. „Ich bin in den Regen geraten“, sagte ich, als hätte sie das nicht allein gemerkt. „Finden Sie den britischen Sommer nicht einfach toll?“, sagte sie, während sie mich durch mehrere Sicherheitstüren schleuste.

Meine neue Genossin war um die 30. Mit knapp 1,75 war sie ein gutes Stück größer als ich und ihr Haar hielt sie sich mit einer leuchtend blauen Spange aus dem Gesicht. Sie trug eine randlose Brille und ihr gesamtes Äußeres sah geschäftig und geschäftsmäßig aus. „Ich dachte mir, zuerst bringen wir mit einer Kollegin von mir den Papierkram hinter uns, dann machen wir eine Führung durch das Gebäude und dann lernen Sie Ihre Vorgängerin kennen“, sagte sie, während wir vor einer Reihe von Aufzügen warteten.

Als die Tür aufging, schwärmte ein halbes Dutzend Menschen hinein, und es war mir zu peinlich zu fragen, ob ich vor dem Papierkram auf die Toilette könnte. Wir schwiegen, während die Zahl der Stockwerke stieg und sich der Aufzug nach und nach leerte. Die Personalabteilung hatte eindeutig eine gehobene Stellung bei den Göttern.

„Hier entlang. Ich bin übrigens Fiona und werde Sie gleich für eine halbe Stunde oder so Sarah überlassen“, sagte sie. Ihre Karte öffnete eine weitere Sicherheitstür aus dunklem Glas und wir gingen einen langen beigefarbenen Flur entlang. Wir gingen in ein kleines Zimmer mit großer Aussicht. Die vom Boden bis zur Decke reichenden Fenster überblickten die Themse. Es entging mir nicht, dass der Regen aufgehört hatte und die Sonne wieder herausgekommen war. Einen schlechteren Moment für meinen ersten Weg zur Arbeit hätte ich mir kaum aussuchen können.

Sarah stand auf, als wir hereinkamen, und sie sah fast genauso aus wie Fiona. Gleiches Alter, gleiche Größe und die gleiche randlose Brille. Als ich ihr die Hand gab, fragte ich mich, ob ich die Einzige war, die Kontaktlinsen trug. „Ich bin in den Regen geraten“, so eröffnete ich zum zweiten Mal das Gespräch. Ich sah Sarahs schnellen Blick zum Fenster. Inzwischen herrschte strahlender Sonnenschein. Am liebsten hätte ich mich wieder ins Bett gelegt und den kompletten Tag morgen noch einmal angefangen.

„Wir müssen ein paar Formulare ausfüllen, damit Sie einen Sicherheitsausweis und Zugang zu den richtigen Einrichtungen bekommen. Ich muss Ihnen ein paar Dinge über das Gebäude und über die Sicherheitsvorkehrungen erklären. Sie können mich natürlich jederzeit unterbrechen und Fragen stellen“, sagte Sarah, während sie sich hinsetzte und eine Datei öffnete.

„Könnte ich die bitte in einen Papierkorb werfen?“, fragte ich und hielt die immer noch durchnässte Zeitung hoch. Das war nicht gerade die intelligenteste Frage und ich kam mir vor wie das Mädchen in *Dirty Dancing*, das über die bekloppte Wassermelone redet. „Und könnte ich dann bitte auch kurz auf die Toilette gehen?“ Das war meine prägnante

zweite Frage, nachdem die erste erledigt war. Ich fand, wenn Sarah mich schon für eine komplette Idiotin hielt, dann hatte ich nichts mehr zu verlieren. Ich könnte ja immer noch einen letzten Versuch machen, gut dazustehen, wenn man mir sagte, dass da ein schrecklicher Irrtum vorliege und dass ich wieder gehen müsse.

Ich schaffte es, ihrer Wegbeschreibung durch ein Gewirr von Korridoren zu folgen, und ich fand die Toiletten. Ehrlich gesagt waren die ziemlich enttäuschend. Ich hatte mir die City unglaublich glanzvoll vorgestellt – kleine Glasschälchen mit japanischen Blüten, Stapel fluffiger weißer Handtücher, vielleicht auch Duftkerzen und Cremes von Molton Brown. Stattdessen fand ich stumpfgraue Fliesen, einen standardmäßigen Seifenspender und einen Händetrockner vor, der klang wie eine Boeing 747 beim Start. Zum Glück brauchte ich im Moment nur einen Spiegel. Ich atmete tief durch und begutachtete den Schaden. Hoffentlich war es nicht so schlimm, wie ich befürchtete. Und es hätte schlimmer sein können. Meine Haare waren nicht verwirrt und mein Make-up hatte die Flut überstanden. Noch besser war, dass mir anscheinend doch keine Druckerschwärze ins Gesicht gelaufen war. Ich atmete ein paarmal tief durch und versuchte, mich so zu beruhigen. „Fang den Tag einfach neu an, Suzana. Geh wieder hin und sei du selbst.“

Ein letzter Blick in den Spiegel gab mir das Selbstvertrauen, wieder in das Büro zu gehen. Mein Kostüm sah gut aus – und das bedeutete mir alles. Es war von Armani. Eine Woche, nachdem ich die Zusage für das Praktikum bekommen hatte, hatte ich dafür meinen Volvo verkauft. Ich war überzeugt, dass in London alle wie Millionäre aussahen. Obwohl ich fast umsonst arbeitete, war ich entschlossen mitzuhalten. Als ich die Jacke glattstrich, versuchte ich, nicht daran zu denken, dass alle anderen, die ich bislang im Gebäude gesehen hatte, ziemlich, na ja, ziemlich nach Stange aussahen.

„Alles geordnet?“, fragte Sarah lächelnd, als ich wieder in ihr Zimmer kam. Offenbar hatte sie die meisten Formulare schon für mich ausgefüllt und sie gab sie mir zum Unterschreiben. „Bitte sei nicht

voll Wasser, bitte funktioniere“, flehte ich, als ich einen Füller aus der Tasche holte. Er funktionierte tadellos. Ich hatte mich ein Stück vom Abgrund entfernt. Ich nickte oft und versuchte, fasziniert aus-zusehen, während mir Sarah außerordentlich ausführlich erklärte, wohin man bei einem Probealarm gehen musste und wie man an Feiertagen in das Gebäude kam. Hoffentlich dachte sie nicht mehr, dass es ein schrecklicher Fehler gewesen war, mich für diesen Job auszuwählen. Jetzt brauchte ich nur noch herauszufinden, was ge-nau dieser Job war.



Ich weiß bis zum heutigen Tag nicht so genau, was mich in die City gezogen hat. Vielleicht könnte ein Psychologe mir das sagen. Als ich mich im Frühjahr 2004 für das Praktikum bewarb, wusste ich nur, dass ich etwas beweisen wollte. Ich stand kurz vor dem Abschluss meines Musikstudiums an einer der „neuen Elite-Unis“ an der Ostküste der Vereinigten Staaten, nämlich an der Colgate University, und aus irgendeinem Grund kam es mir vor, als würde alle Welt nur darauf schauen, was ich nicht konnte. Die Berufsberater schienen beim Abschluss die Jobs nach Geschlechtern aufzuteilen. Die Jungs bekamen die lukrativen, harten Jobs. Die Mädchen sollten etwas Schöneres machen, etwas mit Berufung und etwas, das man leichter aufgeben konnte, wenn man Mutter werden wollte – sprich: Lehrerin, Therapeutin oder Musikhistorikerin. Irgendwann hatte ich sogar einen Online-Artikel gelesen, der Frauen vor der Arbeit im Orchester warnte, weil das körperlich zu anstrengend sei. Als Orchestermusiker muss man auch abends arbeiten, hieß es in dem Artikel. Das heiße, dass man kein Sozialleben hat – und infolgedessen keinen Mann bekommt. War das in den Zeiten von Jane Austen geschrieben worden? Erstaunlicherweise nicht – das war ein ganz aktueller Rat-schlag. Ich klickte ihn weg und setzte meine Jobsuche fort.

Einer meiner besten Freunde an der Uni war ein großer, sexy aussehender Hockey-Spieler namens Michael. Er kam aus einer unfassbar reichen Familie, sein Vater leitete eine Bank und sein Berufsberater hatte ihn dazu ermuntert, mit seinem VWL-Abschluss eine „große Nummer in der Finanzwelt“ zu werden. Wir hatten alle *Wall Street* und *Das schnelle Geld* gesehen und daher hatten wir eine gewisse Vorstellung davon, was eine „große Nummer“ sein könnte. Ich hatte auch kürzlich *Wall Street Poker* und *Fegefeuer der Eitelkeiten* gelesen, also hätte ich durchaus ein paar potenzielle Hürden erkennen können. Doch in Wirklichkeit hatten mich die Filme und Bücher nur motiviert. Das schien alles so sagenhaft aufregend zu sein. In der City konnte man ganze Welten erobern. Zu schwach, ein Musikinstrument zu spielen? Zu leidend, um abends zu arbeiten? Ich beschloss auszuprobieren, ob ich stark genug war, die Finanzwelt zu erobern.

„Ich möchte mich für das gleiche Praktikum bewerben wie Michael“, sagte ich dem Berufsberater, als ich meinen Termin hatte. Das war ein groß ausgeschriebenes einjähriges Praktikum in einer Investmentbank in London. Ich hatte mein Leben lang davon geträumt, in London zu leben. Ich verschlang Bücher und Filme, die dort spielten. Ich schaute mehr britisches Fernsehen als irgendetwas. Ich kannte mich aus und meine Musiksammlung hatte schon die „englische Invasion“ in Form von Wiedergabelisten mit Depeche Mode, Sting und den Beatles überlebt. Auf diesem Praktikum stand mein Name. Ich bekam das Bewerbungsformular und arbeitete eine Woche lang an meiner „Begründung“. Ich hatte ein halbstündiges Bewerbungsgespräch, drückte mir die Daumen und bekam die Stelle. Michael trug es mit Fassung, aber er konnte ja auch jederzeit in der Firma seine Vaters an der Wall Street arbeiten – ich hatte diese Möglichkeit nicht. Ich war indes außer mir vor Begeisterung. Der Gedanke, in London zu arbeiten, versetzte mich in Ekstase. Aber ein ganz kleines Stückchen von mir war noch stolzer darauf, dass ich bei dieser Chance einen von den Jungs geschlagen hatte. Wenn ich bloß gewusst hätte, wie steinig dieser Weg noch werden würde.